

Tsunami, Medien und trockene Füße

Nachbetrachtung eines Davongekommenen

von Rüdiger Siebert

Ich bin der Hölle eine Stunde zuvorgekommen. Gegen acht Uhr morgens fuhr ich mit dem Bus von Trincomalee an jenem 26. Dezember 2004 landeinwärts nach Süden. Gegen neun schlugen die Mörderwasser des Tsunami gegen die nordöstliche Küste Sri Lankas. Die Bilder der Tragödie sind bekannt.

Eine Stunde später wäre ich vermutlich auch von den Riesenwellen weggerissen worden. Schutzengel oder Zufall oder Schicksal — oder wie immer man solche individuellen Eigentümlichkeiten bezeichnen will — haben mir trockene Füße erhalten und eine Menge Ärger vermieden. Die Rückkehr ins Inselinnere war für jenen Morgen nicht eigentlich geplant gewesen, hätte auch später erfolgen können, erwies sich aber als angemessen, weil meine Gespräche in der Hafenstadt an Sri Lankas Nordostküste abgeschlossen waren, Gespräche sowohl mit den dort lebenden Tamilen als auch mit den sie mehr oder weniger bewachenden Singhalesen der Verwaltung und des Militärs.

Ich erinnere mich. Merkwürdig, wie gespannt die Atmosphäre vor dem 26. Dezember 2004 in Trincomalee war. Der im Februar 2002 zwischen der Regierung in Colombo und den Führern der tamilischen Separatistenorganisation LTTE ausgehandelte Waffenstillstand erwies sich als verdammt brüchig. Mit dieser Vereinbarung, unter norwegischer Vermittlung zustande gekommen, war die Insel zwar nicht völkerrechtlich verbindlich und juristisch geteilt, aber doch de facto in

militärisch von einander abgegrenzte Zonen getrennt worden, jeweils von Regierungstruppen und den Tamil-Tigers der LTTE bewacht. Bis zum 26. Dezember hatte sich das innenpolitische Klima spürbar aufgeheizt, beiderseitiges Säbelrasseln nahm wieder erkennbar zu, der Graben des Misstrauens zwischen der (in sich zerstrittenen) Regierungskoalition der Präsidentin Chandrika Kumaratunga Bandaranaike und den LTTE-Führern wurde mit Verbalattacken weiter vertieft. Das hatten mir die vielfältigen Gespräche in Trincomalee erschreckend klar gemacht. Keine Atmosphäre, um sich sicher oder gar wohl zu fühlen. Deshalb war an jenem Sonntag gegen acht Uhr der rechte Zeitpunkt gekommen, wieder gen Süden zu reisen. Der Bus war wie immer überfüllt. Tsunami sollte in den uralten Tamilen-Singhalesen-Konflikt eine neue Dimension bringen, freilich keine, die der friedlichen Annäherung oder gar der diplomatischen Einigung förderlich hätte sein können. Schon wenige Tage nach den Wassermassen und anfänglichen Tönen von Versöhnung und Gemeinsamkeit vor laufenden TV-Kameras wurden abermals die parteipolitisch motivierten Fronten und nationalistischen Forderungen im Süden aufgebaut und die Propaganda der kriegserprobten Tiger im Norden aktiviert. Friedensprozess? Auch von den Fluten weggespült.



Der Autor ist Journalist und Schriftsteller, langjähriger Leiter des indonesischen Programms von Radio Deutsche Welle, Verfasser zahlreicher Bücher zu Süd- und Südostasien; jüngster Titel: »Indien südwärts. Von Kalkutta zum Kap Komorin. Reisereportagen«, Horlemann-Verlag, Unkel/Rhein.

»Wissen Sie, was los ist?«

Das alles ahnte niemand am 26. Dezember früh gegen acht. Und ich konnte natürlich auch nicht ahnen, wie weit entfernt und so völlig unterschiedlich meine Wahrnehmung der Katastrophe von der meiner Freunde und (fortan identisch!) Fernsehzuschauer im fernen Deutschland sein würde. Als ich in der Nähe vom berühmten Felsen Sigiriya ein Hotel suchte und eine abgelegene Bleibe inmitten der fruchtbaren, friedlich entrückten Seen- und Reislandschaft fand, war es später Nachmittag geworden. Ich hatte mich keine 100 Kilometer von der Ostküste entfernt und doch nichts von Tsunami gehört, der zu jener Stunde längst die Medien der ganzen Welt beherrschte. »Wissen Sie, was los ist?« fragte der Hotelmanager am frühen Abend und deutete auf den kleinen Fernsehapparat, über dessen Bildschirm ein Schneetreiben flimmerte. Ich konnte verwüstete Strände erkennen. »Seebeben, wuchtige Wellen, Tausende von Toten«, sagte der Mann vom Hotel. Das Wort Tsunami war noch gar nicht geläufig. Ich schüttelte verwundert den Kopf. Mir fehlte es an Phantasie und Fakten, um ein Desaster begreifen zu können, das bereits die Daheimgebliebenen in Deutschland via Fern-Sehen in Sorgen stürzte, mich aber auf seltsame Weise unbeteiligt ließ. Ich blieb die folgenden Wochen im Inselinnern und den Küsten fern, und infolgedessen unterschied sich mein Tsunami-Verständnis von dem meiner Freunde und Familie in Deutschland gewaltig. Dass sie mich bei jeder Fernsehdarbietung inmitten des Chaos suchten und unter anrollenden Leichen befürchteten, habe ich erst viel, viel später in aller Emotionalität der Daheimgebliebenen und ihrer geballten Flut an Bildern erfahren — Bilder, die ich im Innern Sri Lankas nie gesehen hatte. Erst bei telefonischer Rückfrage wurde mir die ferne Besorgnis bewusst, und eine Vielzahl von Email-Anfragen machte mir die Dimension der Berichterstattung und der daraus resultierenden Anteilnahme um mich klar. Auch Menschen, die mir gar nicht so vertraut sind, forschten im Internet nach meinem Verbleib und freuten sich offenbar, wenn ich im www wieder auftauchte.

Als Fernsehspektakel der Globalisierung inszeniert

Dasselbe Ereignis und die völlig verschiedene Wahrnehmung. Der eine ist nur wenige Kilometer von den Schauplätzen des Infernos entfernt, die anderen mehr als neun Flugstunden. Der eine sieht die weißen Fähnchen der Trauer, die schon am 28. Dezember in allen Straßen Sri Lankas flatterten, an Häusern und Autoantennen wehten, spricht mit schockierten Menschen, die sich ins Landesinnere flüchteten, hört die Geschichten von Touristen, die die Killerwellen überlebt hatten, sieht gelegentlich fern und hört BBC und Deutsche Welle, bewegt sich aber hinter den Küsten in einem Land, wo der Alltag weitergeht, die Busse fahren wie sonst auch, keine Versorgungslücken erkennbar werden. Das Ausmaß der Katastrophe wird mir immer deutlicher, bleibt jedoch in Distanz und gewisser Sachlichkeit, wird nicht hautnah und vor allem kein Fernsehereignis.

Die anderen aber, daheim im deutschen Wohnzimmer, sehen stündlich, jeden Tag, jeden Abend, die kompakten Bilderfolgen im Zusammenschnitt der ersten von Touristen gemachten Videos und live, auf das Sensationelle verkürzt und dramatisiert, von den halbnackten Strandurlaubern kommentiert, die wie Flüchtlinge in Frankfurt am Main ankommen, erleben das Hochgefühl der Spenderbeteiligung, in einer Folge von Galasendungen hochgejubelt, und lassen sich von einer Woge der Gefühle wegtreiben, Schreckliches zu verfolgen und Gutes zu tun. Tsunami als Fernsehspektakel der Globalisierung, inszeniert — vor allem in den ersten Tagen danach — mit Amateuraufnahmen und weißhäutigen Hauptdarstellern, die im anfänglichen Schub des großen Interesses den Eindruck erwecken, als seien vor allem sie die Opfer. Die anonymen Einheimischen werden erst später eingeblendet.

„Eine völlig neue Dimension verfügbarer Optik“

Ein Lehrbeispiel, wie noch immer die Welt gesichtet wird in westlicher Perspektive. Ohne Beteili-

gung der »unseren« und ohne die sofort präsenten Bilder der Touristen via Internet — eine völlig neue Dimension verfügbarer Optik ohne die journalistischen Profis! — hätte das TV-Theater nie solche Dimensionen angenommen. Der Sri-Lanka-Besucher im Hinterland hat das alles erst nach seiner Rückkehr im Februar so richtig verstanden.

Und noch eines: Natürlich reiste ich schließlich ans Meer, fuhr die gesamte Südost- und Südküste Sri Lankas entlang. Da erst erreichte mich der Schock. Eine Katastrophe solchen Ausmaßes wird nur vor Ort und in der Dreidimensionalität des gesamten Drumherum erfahrbar. Ich sah zwei Monate nach Tsunami noch immer die Trümmer, sprach mit den Menschen, die weiterhin in Notbehausungen lebten, hörte von ihrer Frustration wegen mangelnder, ausbleibender oder sehr sporadischer Hilfe, sah die Zeltdörfer und kapierte mit Zorn und Wehmut, wie Wiederaufbau und langfristige Erneuerung im Dickicht von Bürokratie, Kompetenzgerangel, Korruption, fehlenden Konzepten hängen bleiben, verzögert werden und vielerorts im Sande des Vergessens versickern; ich bekam etwas mit vom tiefen Misstrauen der Opfer ihrer eigenen Regierung gegenüber; und ich begriff in Gesprächen mit den Betroffenen und Überlebenden, dass die meisten nach Tsunami mindestens so arm sind wie vorher und sich auf niemanden verlassen können, als auf sich selbst und ihre Familie. Das freilich ist kein fokussiertes Fernsehereignis mehr, das ist bitterer Alltag auf der Insel Sri Lanka und in anderen Ländern der südlichen Erdhälfte. Tsunami wurde ausgeblendet. Wir konnten uns der nächsten telegenen Großveranstaltung widmen. Das lange Sterben eines Papstes war die vorläufig letzte Bildschirm-Inszenierung globalen Ausmaßes. Wieder ganz das Werk der Profis. Auf Amateurbilder konnte verzichtet werden. Übrigens: Nicht auszudenken, wenn Tsunami und Papstabschied zeitlich zusammengefallen wären. Eine mediale Katastrophe. Zumindest die ist uns erspart geblieben. 